

HEYNE <

GUIDO MARIA
KRETSCHMER

19 521 Schritte

Vom Glück der unerwarteten Begegnung

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Zum Schutz Einzelner, die nicht Personen des öffentlichen Lebens sind, wurden einige Namen anonymisiert.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Originalausgabe 2023

Copyright © 2023 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Nele Schütz

Umschlagfoto: G A B O Photos

Umschlagillustration: Atelier Guido Maria Kretschmer
Alle Fotos im Innenteil stammen vom Autor.

Einige Bilder wurden nachträglich aufgenommen.

Abbildung Fußspuren: © shutterstock/Viktorija Reuta

Karte (S. 204/205): © Christl Glatz, Guter Punkt, München
Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-21865-9

www.heyne.de

Für meine lieben Eltern ...

... für Marianne aus Baden-Baden

Lucie aus Mallorca

Maria aus Wien

Meine liebe Schwester Gudrun

*... und für Dich, lieber wunderbarer
Bertram, der schon vorausgegangen ist.*

Prolog

Jede Strecke hat ihre eigene Herausforderung, und zu jedem Weg wird es eine Geschichte geben.

Wer sich aufmacht, wird unweigerlich erfahren, dass Aufmachen nicht immer Ankommen bedeutet.

Jeder geht so weit, bis er glaubt, seinen Platz gefunden zu haben.

Der Weg an sich ist nicht die Last, es sind die Erinnerungen, die wir, ohne es gemerkt zu haben, immer mit uns tragen.

Wir sind unser eigenes Gepäck, wir nehmen uns mit, egal wohin die Reise geht.

Es ist völlig unerheblich, wohin wir unterwegs sind. Wir werden immer wieder den einen treffen, der uns in Erinnerung bleiben wird, bleiben muss.

Die Fähigkeit zur Zuneigung ist die einzige Herausforderung, die sich problemlos allein bewältigen lässt.

Wer losgeht, wird unweigerlich loslassen müssen. Wer sich aufmacht, darf sich nicht wundern. Alles ist möglich, und jede Begegnung hat die Kraft, eine anhaltende Erinnerung zu hinterlassen.

Wer nie losgeht, kann auch nie ankommen, und wer nicht stehen bleibt, kann nicht erwarten, verweilen zu können.

Eine Pause einzulegen, bedeutet, eine Unterbrechung zuzulassen, innezuhalten, einen Augenblick offen zu sein für eine unbekannte Ausrichtung.

Jede neue Begegnung hat immer auch die Kraft, unseren Weg zu verändern. Die Richtung zu wechseln.

Der Weg ist nicht jedes Mal das Ziel, nein, das Ziel sind die Menschen, die uns fühlen lassen, nicht allein unterwegs zu sein.

Es war Samstag, der 10. September 2022. Ein warmer und sonniger Tag wurde erwartet, ein Tag, der sich im Nachhinein noch als ein erinnerungswürdiger herausstellen sollte. Aber am Morgen um 6:00 Uhr war es selbst in einer Großstadt wie Berlin ruhig, denn ein morgendlicher Samstag bedeutet im günstigsten Fall Wochenende, bedeutet, länger schlafen zu können.

Ich weiß nicht, ob es eine innere Uhr gibt oder ob ich einfach schon zu oft in meinem Leben zeitig aufstehen musste, ich werde ausnahmslos zehn Minuten früher wach, egal wo ich bin, wann ich aufstehen muss oder wie viele Stunden ich vorher überhaupt schlafen konnte.

Eine gelegentlich aufkommende Müdigkeit zu spüren, ist eigentlich etwas Wunderbares. Ich mag es, wenn meine Physis Pause ruft. Ach, der Körper, denke ich dann, wie er sich um mich sorgt! Müde zu erwachen, ist allerdings weniger ein Glücksmoment. Und an diesem Samstagmorgen fiel es mir schwer aufzustehen.

Ausnahmslos schaue ich immer als Erstes aus dem Fenster, ich mag diesen verschlafenen Blick in die Welt.

Und auch jetzt blieb ich gedankenverloren einen Moment stehen, der Bebelplatz lag menschenleer und in ein sanftes Licht getaucht vor mir; einige Tauben-

männchen versuchten mit kreisenden Bewegungen eine Taubendame zu beeindrucken.

Schlagartig flogen sie davon, als eine junge Frau mit lauter Stimme »Das ist doch eine Scheißidee« brüllte.

Ja, dachte ich, auch ich wäre lieber zu Hause, aber am vergangen Donnerstag war die Queen gestorben, und so war ich am gestrigen Abend noch schnell nach Berlin gefahren.

Der Tod kommt immer ungelegen, wie eine unerwartete Nachzahlung oder ein Auffahrunfall, der uns in eine andere Welt schleudert. Vielleicht ist es überhaupt nicht möglich, im richtigen Augenblick zu verschwinden, nicht einmal als Queen. Und wenn ich ehrlich bin, hätte ich mich auch nicht gewundert, wenn sie ewig gelebt hätte.

Sie war immer da, wie eine Konstante, die mein Leben aber in keinerlei Hinsicht persönlich beeinflusst hat. Sie hat mich nie angerufen, nicht eingeladen, ich habe nicht mit ihr über Hunde und Pferde geplaudert, habe nie gesagt: »Ach, Elisabeth, was ist denn da los bei euch?«

Und doch bin ich ein Teil ihres Lebens gewesen, da ich immer das Gefühl hatte, dass sie mir einmal zugewunken hat.

Damals fuhr sie im Rolls-Royce an mir vorbei und hatte die Hand zum Gruß erhoben. Gut, es waren wirklich viele Menschen da, aber ich hatte das unmissverständliche Gefühl, dass sie mir in die Augen schaute und in diesem Moment zu ihrem Mann Philip sagte: »Schau mal, da ist ja der Guido.«

Sondersendung, schoss es mir durch den Kopf, und ich musste mich beeilen, denn wenn auch die Queen sich niemals direkt an mich gewandt hatte, mein Senderchef allerdings schon!

Als ich mein Hotelzimmer in Richtung Frühstücksraum verließ, wurde ich von einem amerikanischen Ehepaar im Aufzug gebeten, ihr Gepäck doch bitte beim Concierge zu deponieren. So ein Trauer-Outfit verschiebt eben auch die textile Grenze zwischen Personal und Gast.

»Heartfelt condolences«, sagte die Ami-Gattin, nachdem ich erklärt hatte, dass die Queen gestorben sei. Und im Weggehen hauchte sie noch so etwas wie »So sorry« und erinnerte ein weiteres Mal an die Koffer.

Die beiden sollten nicht die Letzten sein, die mir an diesem 10. September ein herzliches Beileid wünschten.

Ich fühle mich wohl in Hotels, das mag an dieser Stelle einmal angemerkt sein, und werde ich in einer dieser Herbergen herzlich willkommen geheißen, ist es schon um mich geschehen.

Ich bin der Typ treuer Stammgast, und es gibt einige Hotels, die fest mit meinem Reiseleben verbunden sind.

Wohnen in einem Hotel ist im günstigsten Fall wie ein Zuhause ohne die unsäglichen Unzulänglichkeiten. Was würde ich hin und wieder für eine Rezeption geben, die sich im Eingangsbereich meiner Wohnung ein kleines Plätzchen eingerichtet hat.

»Schönen guten Abend, Herr Kretschmer, ist ja wieder spät geworden. Hatten Sie eine gute Anreise?«

»Alles bestens«, würde ich sagen und so etwas wie: »Machen Sie sich keine Umstände mit dem Gepäck, ach, ist ja schon oben.«

Ich bin ein Ankommmer. Abreiser war ich noch nie so richtig gern. Habe ich mich einmal eingerichtet, schlage ich gern Wurzeln. So ungern packe ich Koffer wieder ein, um sie mit dem gleichen Unsinn zu füllen, mit dem ich angereist bin.

Ich nehme grundsätzlich etwas zu viel mit. Eine lästige Angewohnheit, die nicht in den Griff zu bekommen ist.

Es ist, wie so vieles, auf meine Mutter zurückzuführen – ich bin ihr sehr ähnlich.

Wer weiß, vermutlich hat mein Vater mich besonders gern, weil ich meiner Mutter so ähnlich bin.

Das erste Hotel meines Lebens war eine Pension im Harz. Sie gehörte einer Organisation, die kinderreichen Familien die Möglichkeit bot, trotz reichlich Nachwuchs erwünscht zu sein.

Ich erinnere mich noch gut daran, dass meine Mutter und ich vom ersten Tag der Reiseplanung an eine falsche Vorstellung davon hatten, was uns erwartete. Wir träumten von einem richtigen Hotel mit einer großen Sonnenterrasse und einem Schwimmbad. Um es kurz zu machen: Der Familienverband, der vorher der Bund der Kinderreichen genannt wurde, hatte uns von unserem Dorf in Westfalen in ein noch kleineres

Kuhdorf in den Harz geschickt. Die gebuchte Pension mit Bergpanorama war leider nicht verfügbar, und so mussten wir ein Ausweichquartier beziehen. Diese Urlaubsform war eigentlich das Ursprungsformat vom Couchsurfing, da private Menschen ihre Häuser für etwas Geld an Familien vermieteten.

Wir bezogen zwei Zimmer mit fünf Kindern, meiner Mutter, meinem Vater und für die erste Nacht noch einem guten Freund meines Vaters. Aus Platzmangel in der eigenen Familienkutsche, vor allem durch das immer wieder von meinem Vater thematisierte Übergepäck von Mutter und Guido, gab es keine andere Lösung. Wir brauchten ein zweites Auto, und der Freund hatte netterweise angeboten, uns in den Harz zu bringen. Er fuhr einen silbergrauen Manta mit roten Ledersitzen, und dieses Gefährt war das angesagteste im ganzen Dorf. Es erübrigts sich zu erwähnen, dass meine Mutter und ich im Sportwagen dem Opel Kadett meines Vaters folgten.

Jetzt ist der Harz auch nicht gerade weit entfernt, aber auf der Fahrt in meine erste Urlaubsreise auf roten Ledersitzen träumten wir von einem Grandhotel. Im Grunde hätte meine Mutter unsere Buchungsform etwas realistischer darstellen müssen. Aber so ist Mutter eben! Erst einmal vom Besten ausgehen, enttäuscht werden kann dann immer noch. Und in unserem Fall hätte die Enttäuschung nicht größer sein können. Unser Grandhotel war ein heruntergekommener Bauernhof, der nur aus wenigen Gebäuden bestand, die um einen enorm stinkenden Misthaufen angeord-

net waren. Meine Mutter und ich jammerten herzzerreibend, und es war klar, dass wir hier nicht bleiben konnten.

Meinem lieben Vater sei Dank – oder der Tatsache, dass er ursprünglich aus Schlesien kam –, fand sich eine Familie, die uns aufnehmen konnte.

Das Ehepaar Lukasewitz, das wie unsere Vorfahren mit dem Handwagen aus der verlorenen Heimat angereist war, wurde unsere Rettung! Dieses herzensgute Paar ist in meiner Erinnerung immer noch lebendig. Die beiden lebten in einem beschaulichen Haus am Dorfrand weit genug entfernt von besagtem Misthaufen. Frau Lukasewitz kochte von früh bis spät, während ihr sanftmütiger Mann uns fünf Kinder mit dem alten Ackergaul durch den Garten reiten ließ. Mein Vater las Zeitung und half im Garten mit. Es gab Fruchtkaltschalen mit Sago, weiße Eischneetupfen sollten an die Berge in Annaberg in Schlesien erinnern.

Meine Großmutter Othilie hatte mir immer von der schönen schlesischen Heimat erzählt, von den Bergen, den Menschen, dem verlorenen Gut und von dem wenigen, was mitgenommen werden konnte. Sie erzählte die spannendsten Geschichten, und ich habe nie wieder einen Menschen getroffen, der so viele große Balladen auswendig rezitieren konnte. Sie liebte die Literatur und hat mir diese Begeisterung und wohl auch das Talent für Poesie hinterlassen.

Das bescheidene Haus des Ehepaars Lukasewitz war geprägt von einer großen Warmherzigkeit, und letztlich war es genauso wie zu Hause. Gleich am ers-



ten Tag hatten meine Eltern den Garten inspiziert, und am nächsten Tag suchte ich mit meinen Geschwistern die Kartoffelkäfer von den jungen Kartoffelpflanzen ab.

Wer weiß, vielleicht habe ich schon in diesen Ferien gelernt, dass jeder Mensch sich und seine Geschichte mitnimmt, egal wo er ist. Hier habe ich verstanden, dass mein Vater die überschwängliche Herzlichkeit aus dem Osten mitgebracht hatte.

Seit diesen Ferien wurde ich schlesenisiert, und da ich ein großes Talent für Akzente habe, sprach ich nach zwei Wochen wie Frau Lukasewitz, so, als hätte ich den Bollerwagen mit ihr zusammen gen Westen geschoben.

Weil es fast wie zu Hause war und Herr und Frau Lukasewitz wie mein Vater agierten, schafften es sogar meine zum Teil standorttreuen Familienmitglieder nach einigen Tagen, die Zeit dort zu genießen.

In diesen Ferien lernte ich in einem eiskalten Bergbach schwimmen. Noch heute fühle ich die sicheren Hände meines Vaters, und hätte mich an diesem Tag jemand gefragt, was das Schönste sei, das ich je erlebt habe, wäre es genau dieser Moment gewesen! Manchmal glaube ich, dass ich noch heute, viele Jahre später, seine Hände spüre, wenn ich versuche, mutig zu sein.

Ich saß in täglich wechselnden Outfits mit meiner Mutter in einer Hollywoodschaukel, und wir hätten es in einem Grandhotel nicht besser haben können. Wir trugen unsere Sonnenbrillen und stellten uns vor,

wir wären an der Côte d’Azur, und ich höre sie noch immer mit ihren amüsierten, aber etwas ermahnen- den Worten sagen: »Ach, Guido, was du alles träumst, sag es lieber nicht den anderen.«

Wahnsinnig gern hätte ich meine Eltern für mich allein gehabt, ich wäre das perfekte Einzelkind geworden.

Manchmal habe ich meine Mutter leise gefragt: »Mama, hast du mich am liebsten von all den Kindern?«

Sie lachte dann jedes Mal und sagte: »So etwas sagt man nicht, nicht einmal, wenn es so wäre.«

Eine Woche nachdem wir zurück in Westfalen waren, kaufte mein Vater eine Hollywoodschaukel. So hatten wir ein bisschen was vom Urlaub zu Hause. Andersherum mag ich es nicht so sehr, das habe ich mit meinem Vater gemeinsam. Wir mögen keine Wohnwagen. Wir freuen uns für jeden, der durch die Welt rollt, aber wir sind lieber im Hotel. Auch im Zelt ist es für mich eher schwierig, ein Urlaubsgefühl zu entwickeln. Der Gedanke, dass ich schon alles eingekauft habe, um dann irgendwo in Holland die Produkte aus der Heimat selbst zuzubereiten, ist mir ein Graus.

Seit den Urlauben meiner Kindheit verreise ich gerne mit meinen Eltern, und ich mag es sehr, ihnen die Welt zu zeigen. Die Reisen mit ihnen gehören für mich zu den schönsten Erinnerungen.

Wenn meine Eltern irgendwo einchecken, sind sie bereits nach dreißig Minuten mit irgendeinem Menschen in Kontakt. Sie sind grenzenlos offen, und nach

einer vierzehntägigen Kreuzfahrt kennen sie die Hälfte der Mitreisenden und werden vom Bordpersonal geliebt.

Ich habe ihnen viel zu verdanken, denn ich bin von beiden die exakte Hälfte. Was der eine Teil nicht hatte, konnte der andere verstehen, und ich kann mich nicht entsinnen, dass sie jemals unterschiedlicher Meinung waren.

Eher ungewöhnlich ist zudem, dass auch ich mit ihnen nie Probleme hatte. Ich hätte sie beide heiraten können, und die vielen Monate, die sie in meinem erwachsenen Leben bei mir verbracht haben, waren von äußerster Harmonie geprägt.

Sie hätten auch gut ein Hotel führen können, Gäste hatten sie genug in ihrem Leben.

Meine Mutter hatte immer davon geträumt, ein eigenes Café zu führen. »Marianne« sollte es heißen. Sie hat die besten Torten gebacken, und heute isst sie lieber Tiefkühlgebäck. Das Leben verändert vieles, wenn es lange dauert. Was bleibt, ist die Erinnerung, aber auch die kann uns abhandenkommen.

Ich mag es gern, wenn in Hotels die Freundlichkeit schon am Empfang spürbar ist. Mag Sätze wie: »Haben Sie bitte eine gute Zeit in unserem Haus« oder: »Wir haben selbstverständlich die 202 für Sie vorbereitet, Nachrichten sind keine gekommen« oder: »Wie schön, dass Sie drei Tage bleiben.«

Ich beziehe, wenn möglich, immer dasselbe Zimmer. Sollte es hin und wieder nicht verfügbar sein,